

magazin



Kaffee
schmeckt fair
gehandelt noch
besser

Seite 32

Männer
entdecken ihre
verletzliche Seite

Seite 30

Kann man das verzeihen?

Heidi Dettinger wurde als
Kind im Heim der Diakonie
oft gedemütigt

Asylbewerber
leben unterhalb
des Existenz-
minimums

Seite 24



3. CHRISTLICHER GESUNDHEITSKONGRESS

Vorkongress am 21. März 2012

22. bis 24. März 2012 Kassel

Heilen und Begleiten - Auftrag und Wirklichkeit

Heilung

Gesundheit

Glaube

Pflege

Gemeinde

Medizin

Spiritualität

Gesundheitswesen

mit OKR Cornelia Coenen-Marx, Prof. Dr. med. Dr. phil. Klaus Dörner,
Dr. med. Martin Grabe, Prof. Dr. med. Horst von der Hardt, Dr. med. Klaus-Dieter John,
Landesbischof Dr. theol. Frank Otfried July, Prof. Dr. theol. Jürgen Moltmann,
Prof. Dr. Bernd Raffelhüschen, Dr. theol. Heinrich Christian Rust,
Dr. med. Georg Schiffner, Dr. phil. Michael Utsch u.a.

www.christlicher-gesundheitskongress.de
Info: Tel. 04104 - 9170934 - Fax 04104 - 9170939



Annette Meussling-Sentpali
Dipl.-Pflegerin MScN



Prof. Dr. med. Eckhard Frick SJ
Prof. für Spiritual Care



Prof. Dr. phil. Frank Weidner
Krankenpfleger,
Prof. für Pflegewissenschaft



Sr. Dr. Dr. h. c. Lea Ackermann
Missionsschwester

Inhalt

- 4 **Panorama**
- Titelthema**
- 8 Heimkinder haben in den 50er und 60er Jahren auch in der Diakonie viel Leid erfahren. Die Diakonie bittet sie um Verzeihung
- 15 **Interview**
Heimkinder dürfen nicht stigmatisiert werden, meint Johannes Stockmeier, der Präsident des Diakonischen Werkes der EKD
- Spektrum Diakonie**
- 16 **Diakonie und Kunst**
Pfarrer Thomas Hübner über die bahnbrechenden Erkenntnisse in Elsheimers Weihnachtsbild
- 24 **Meinung**
Weniger als Hartz IV – geht das?
Asylsuchende leben am Existenzminimum
- 26 **Reportage**
Alberta Muhle erzählt von ihrer Arbeit als ehrenamtliche Krankenhauseelsorgerin
- 32 **Eine Welt**
Fairer Kaffee schmeckt und hilft den Kaffeebauern in Afrika und Lateinamerika
- 34 **Meine Geschichte**
Manfred Altmann macht kleine Schritte im Tanzkreis und im Leben
- Lebenskunst**
- 18 Vermischtes
- 19 **Aus den Werkstätten der Diakonie**
Handgemachte Kerzen aus alten Gussformen
- 20 Kultur
- 22 Reise
Im Erzgebirge kann man wunderbar kuren
- 30 **Lebensfragen**
Wenn Männer einen richtigen Freund gefunden haben, zeigen sie ganz neue Seiten von sich
- 35 Impressum



Titelthema

Heidi Dettinger und Wolfgang Bahr, zwei ehemalige Heimkinder der Diakonie, berichten



Diakonie und Kunst

Der Maler verbindet die Sternenkunde mit der Weihnachtsbotschaft



Aus den Werkstätten

Schöne Farben geben warmes Licht. Die Kerzen können bestellt werden



Reportage

Den Patienten Zeit schenken – ehrenamtliche Krankenhauseelsorge im Diako in Bremen



EIVILLIG.
ETWAS
BEVEGEN!

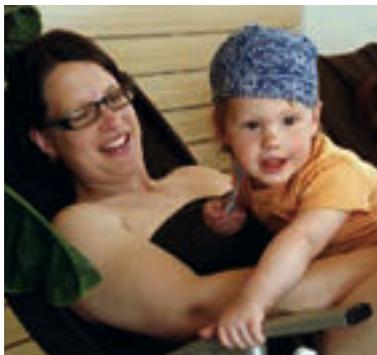
Diakonie ist die soziale Arbeit der evangelischen Kirchen. Sie hilft Menschen in Not und in sozial ungerechten Verhältnissen.

Wenn viele mit anpacken, wird es hier bald wieder richtig schön. Sabine Langner und Rainer Hub greifen zu Pinsel und Farbe, um mit Kollegen die Teupe, ein Heim für wohnungslose Menschen in Berlin-Neukölln, zu renovieren. Für das neue Notaufnahmezimmer für Familien mit Kindern hat Sabine Langner Schablonen mit Schmetterling und Baum ge-



bastelt. Die beiden arbeiten im Bundesverband der Diakonie. Am Freiwilligenaktionstag der Diakonie im September haben sie gemeinsam mit Kollegen geholfen. Draußen bemalt Roswitha Kottnik Pfähle für eine neue Kompostanlage. Weitere Informationen zum Freiwilligen Engagement in der Diakonie: <http://www.diakonie.de/csr>

Panorama



Kraft tanken in der renovierten Kurklinik in Loßburg



Beim Dreh des Diakonie-Videos: Vor der Kletterwand plaudert Präsident Johannes Stockmeier mit Kindern

Für erschöpfte Mütter eine Kur im Schwarzwald

Mütter brauchen Energie. Viel Energie! Für Kinder, Haushalt, Beruf, für Angehörige, die sie pflegen. Wenn dann noch eine Krankheit oder eine Krise im Leben dazukommt, ist es höchste Zeit für eine Mutter-Kind-Kur. Ein besonders schöner Platz dafür ist die Evangelische Mutter-Kind-Kurklinik in Loßburg im Schwarzwald. Die Einrichtung wurde umfangreich renoviert und um einen Neubau ergänzt. Jetzt ist die Klinik wieder eröffnet. Sie ist modern ausgestattet und hat ein gemütliches Ambiente. Der Kinderbereich wurde neu gestaltet. Der medizinisch-therapeutische Bereich im Neubau verfügt über eine Ruhe-Oase, Tageslichtsauna und Infrarotkabine. Hier können die Mütter neue Kräfte schöpfen und ihre Gesundheit verbessern. Das Haus bietet 24 Müttern und 38 Kindern im Alter von bis zu zwölf Jahren großzügige 2-Zimmer-Appartments. Der Umbau wurde unter anderem mit Hilfe der ARD-Fernseh-Lotterie „Ein Platz an der Sonne“ ermöglicht.

www.muettergenesung-kur.de

Eine Kletterwand als Sinnbild für die Diakonie

Was bedeutet Diakonie? Was sind Aufgaben und Ziele diakonischer Arbeit? Antwort auf diese Fragen gibt ein neues Video auf diakonie.de, das in der Stephanus-Stiftung in Berlin-Weißensee entstanden ist.

Drehort war neben dem Seniorenzentrum der Stephanus-Stiftung vor allem die Kletterwand der Schule für Kinder und Jugendliche mit geistiger Behinderung. Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier brachte es auf den Punkt: „Diakonie ist Kletterhilfe.“ Das Video ist über den Diakonie-Kanal bei YouTube zu sehen.

www.diakonie.de

Soziale Berufe kann nicht jeder

Der erste Tag in der Ausbildung zum Gesundheits- und Krankenpfleger, zur Altenpflegerin oder zum Sozialassistenten ist der aufregendste – keine Frage. Aber auch danach gibt's noch viele spannende Momente: das erste Mal einem Patienten eine Spritze setzen, der erste Einsatz in der neuen Praxisstation, die erste Prüfung. Im neuen Onlinetagebuch schreiben Schülerinnen und Schüler in diakonischen Einrichtungen unter der Adresse <http://blog.soziale-berufe.com> über ihren Ausbildungsalltag.

Das Angebot für junge Leute, die sich für soziale Berufe interessieren, ist Teil eines Projekts des Diakonie-Bundesverbands in Kooperation mit den Fachverbänden Bundesverband evangelische Behindertenhilfe e. V. (BeB), Deutscher Evangelischer Verband für Altenarbeit und Pflege e. V. (DEVAP) und Deutscher Evangelischer Krankenhausverband e. V. (DEKV).

<http://blog.soziale-berufe.com>

www.diakonie.de

Diakonie Zahl des Monats

25 076

Plätze in Heimen und anderen stationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe gab es am 1. 1. 2010 bundesweit in der Diakonie. Im Jahr 2008 wurden 27 707 Plätze gemeldet.

Quelle: Einrichtungsstatistik zum 1. 1. 2010, in: Diakonie Texte, Statistische Informationen 10/2011. © Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland e. V., Staffenbergstr. 76, 70184 Stuttgart. Kontakt: Dr. Wolfgang Schmitt, Arbeitsfeld Statistik im Zentrum Kommunikation, Telefon +49 711 2159-131, Telefax +49 2159-566, statistik@diakonie.de, www.diakonie.de

Schals mit den Fingern stricken

■ Die Hände der Vierjährigen sind noch gräulich-braun vom Draußenspielen, aber sie ist trotzdem mit Feuereifer dabei: Die Kleine versucht, die Maschen einer bereits ziemlich langen, mehrfarbigen Schnur über die Finger zu ziehen – Brigitte Ettmann hilft ihr dabei. Mit den Fingern stricken! Das findet ein anderes Mädchen auch interessant. Sie legt ihren Stickrahmen beiseite und möchte mitmachen. Ein kleiner Junge ist ganz konzentriert auf seine eigene Handarbeit: Er flicht einen Zopf aus bunten, unterschiedlich dicken Wollfäden.

Brigitte Ettmann, 67, fährt in Leipzig seit 2007 fast jeden Dienstag und Donnerstag in die Kindertagesstätte „Unter dem Regenbogen“. Als sie 2009 ihre Großnichten beim Stricken und Rundweben beobachtete, kam ihr die Idee, das Handarbeiten auch einmal in der Kita zu versuchen. „Genaugenommen hatte ich damals ein Mädchen im Sinn, das weiter als ihre

gleichaltrigen Spielgefährten war. Dann habe ich festgestellt, dass viele Utensilien bereits vorhanden waren und habe losgelegt. Gleich in der ersten Stunde waren auch andere Kinder begeistert dabei.“ Mit Brigitte Ettmanns Hilfe entstehen Bommeln, kleine gestickte Decken, geflochtene bunte Bänder für die Haare, Webbilder und seit kurzem die mit den Fingern gestrickten meterlangen schmalen Schals – der Rekord liegt in-

zwischen bei vier Metern in anderthalb Stunden. „Ich merke immer wieder, dass das Handarbeiten selbst den ganz Kleinen sehr viel Freude macht“, sagt Brigitte Ettmann. Fingerfertigkeit, Ausdauer und Konzentration werden geübt. Die Kinder bekommen ein Gespür für Schönes durch die Auswahl der Materialien und Farben. „Sie sind mit Freude und Eifer dabei, haben eigene Ideen, zeigen stolz die fertigen Arbeiten und bekommen Lob von den Großen“, berichtet Brigitte Ettmann. „Auch für mich ist es eine große und dankbare Bereicherung.“ Nun möchte sie ihre Erfahrungen an andere Frauen (und Männer!) weitergeben und sie ermuntern, auch in anderen Leipziger Kitas mit Kindern zu handarbeiten. „Schön wäre es, wenn sich daraus eine Gruppe Ehrenamtlicher bilden würde, die sich untereinander austauscht und anregt“, sagt Brigitte Ettmann. Kontakt: Evangelische Kindertagesstätte „Unter dem Regenbogen“, www.diakonie-leipzig.de/indertagesstaetten-unter-dem-regenbogen-leipzig-zentrum-nord.html

Gesichter der Diakonie



Brigitte Ettmann, handarbeitet ehrenamtlich mit Kindergartenkindern in Leipzig

Mayrs Spitze



Erstes O'Dog Café bundesweit

■ Dieses Fast Food ist gesünder, auch wenn es manchmal nicht ganz so schnell daherkommt. Das O'Dog Café in der Mannheimer Innenstadt bietet Bio-Hotdogs an – das „O“ steht für Organic/Bio – und beschäftigt junge nichtbehinderte und behinderte Menschen, die in ihrer Entwicklung zwischen dem ersten Arbeitsmarkt und einer Werkstatt für Behinderte stehen. Betreiber ist die diakonie-project gGmbH, eine Tochter der Evangelischen Kirche in Mannheim.

Das O'Dog Café (M5, 8, Mannheim) hat montags bis samstags von 7.00 bis 20.00 Uhr geöffnet. Außer Hotdogs gibt es auch Nachos, Salate, Kuchen, Kaffee und Coffee-to-go.

Skelett aus der Bronzezeit

■ Auf der Baustelle einer heilpädagogischen Tagesstätte der Inneren Mission München haben Arbeiter ein Skelett aus der Bronzezeit entdeckt, meldet der Evangelische Pressedienst (epd). Die 3200 Jahre alte Dame wurde mitsamt Schmuck aus der Garchinger Erde gehoben. Das neue Maskottchen der Tagesstätte für Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten und Entwicklungsverzögerungen wird derzeit im bayerischen Landesamt für Denkmalpflege untersucht. „Garchis“ Schmuck, ein Bernsteinring und ein Blecharmring, soll im Gebäude der neuen Betreuungseinrichtung in einer Vitrine ausgestellt werden.

Erziehung wie im Straflager

Wer als Kind in den 50er und 60er Jahren im Heim lebte, wurde dort oft gedemütigt. Zucht und Ordnung prägten die Pädagogik, auch in der Diakonie. Heidi Dettinger und Wolfgang Bahr erinnern sich an diese Zeit, in der sie sich wertlos und einsam fühlten





Harte Arbeit gehörte immer dazu. Im niedersächsischen Freistatt bei Diepholz, einer Art Zweigstelle der von Bodelschwingschen Anstalten (wie sie damals noch hießen), mussten „schwer erziehbare“ Jugendliche Torf stechen. Mittags gab es einen Schlag Suppe an einer Bude im Moor



■ ■ „Ich bin schuld!“ Der Satz hat sich Heidi Dettinger, heute 63 Jahre alt, seit ihrer Zeit im Heim in die Seele gebrannt. „Ich war schuld daran, wenn irgendetwas in meiner Umgebung nicht so klappte, wie es sein sollte. Wenn das Wetter schlecht war, die Kinder etwas anstellten, ich war verantwortlich für alles, das schief lief.“ 45 Jahre lang hat sie dieses gnadenlose Verdikt mit sich herumgetragen. Heute weiß sie: ihre Schuldgefühle sind einem brutalen System von Demütigungen entsprungen, das damals in den 50er und 60er Jahren in den meisten Heimen herrschte. Heidi Dettinger kam 1962 mit 14 Jahren in den Birkenhof bei Hannover, einem Heim für Mädchen, das von evangelischen Diakonissen geleitet wurde. Aus heutiger Sicht wurde es geführt wie ein Straflager. Dabei hatte Heidi Dettinger nichts verbochen. Sie war ein lebhafter Teenager, der gern auf Bäumen rumkletterte und Hosen trug. Weil es zwischen ihr und der Mutter öfter mal Krach gab, hatte die einen Antrag auf Erziehungshilfe gestellt.

Rund 800 000 Kinder und Jugendliche lebten von Ende der 40er bis Anfang der 70er Jahre in Heimen. 65 Prozent dieser Heime waren in kirchlicher Trägerschaft. Doch während sich im Wirtschaftswunderland die noch junge Demokratie feierte, herrschten hinter den Zäunen und Mauern die alten, unreflek-

„Man hat im Grunde nicht uns, sondern die Gesellschaft vor uns geschützt“

tierten Vorstellungen von Zucht und Ordnung aus der Kriegs- und Vorkriegszeit. Dieses Gedankengut eines autoritären Staates war auch in den rund 400 Heimen der Diakonie zu finden. „Schläge im Namen des Herrn“ betitelte 2006 der „Spiegel“-Autor Peter Wensierski sein Buch, in dem er die Berichte über gewalttätige und menschenverachtende Erziehungspraktiken in konfessionellen und staatlichen Heimen zusammenfasste.

Es war ein Dammbbruch: Viele ehemalige Heimkinder trauten sich nach jahrzehntelangem Schweigen, über ihre bitteren Erfahrungen zu reden. Sie knüpften Kontakt zu anderen ehemaligen Heiminsassen, suchten nach ihren Akten und forderten Entschädigung für im Heim geleistete Arbeit. Als Konsequenz richtete der Bundestag einen Runden Tisch ein, der Ende letzten Jahres seinen Abschlussbericht vorlegte. Er enthält unter anderem die Forderung, Anlaufstellen in den Bundesländern einzurichten und über einen Fonds von 120 Millionen

Euro Opfer zu entschädigen. Jetzt folgte ein weiterer Schritt in der Aufarbeitung dieses traurigen Themas: Die Evangelische Kirche und ihr Diakonisches Werk baten bei einer Veranstaltung in Berlin Heimkinder öffentlich um Verzeihung.

Was Verzeihen und Versöhnung bedeutet, kann Wolfgang Bahr, Initiator der Gesprächsrunden in der Ludwigsburger „Karlshöhe“ bewegend beschreiben. Als Siebenjähriger kam er mit seinem Bruder ins Heim, die geschiedene Mutter war aus der DDR geflohen und sah sich außerstande, neben der Suche nach Arbeit noch für ihre Kinder zu sorgen. „Wenn du nicht gut tust, dann kommst du auf die Karlshöhe“, mit diesem Satz drohten in den 50er Jahren die Mütter rund um Ludwigsburg ihren unartigen Kindern. Bahr hat nie verstanden, warum er dort leben musste, es hatte ihm auch nie jemand erklärt. Zurück blieb das Gefühl, unendlich einsam und nichts wert zu sein: „Man hat im Grunde genommen nicht uns, sondern die Gesellschaft vor uns geschützt.“ Als Erwachsener kehrte er 1997 zu einem Besuch an die Karlshöhe zurück, um mit seinem 10-jährigen Sohn Benjamin den Spuren der Vergangenheit nachzugehen. Bahr, inzwischen Sozialpädagoge im Hessischen Sozialministerium, traf auf interessierte, offenherzige Gesprächspartner und schlug vor, Selbsthilfegruppen ins Leben zu rufen. Als das Thema ins Zentrum des öffentlichen Interesses rückte, kam Karlshöhe-Leiter Frieder Grau dem Wunsch einer solchen Gruppe entgegen und ermöglichte in einem Projekt Begegnungen und Gespräche zwischen ehemaligen Erziehern und Heimkindern. Für viele ein schmerzvoller, aber richtiger Weg. „Versöhnung ist nur möglich“, sagt Wolfgang Bahr, „wenn beide einen Schritt aufeinander zu gehen. Ich wünschte, es gäbe noch mehr solcher Gelegenheiten.“

Wer versteht, kann sich leichter versöhnen. Wie sehr es helfen kann, die Vorfälle aus der Sicht des jeweils anderen zu sehen, zeigen die Erfahrungen im Karlshöher Projekt. Diakone wie Werner Hertler, der als 19-jähriger Hilfserzieher auf die Karlshöhe kam, erzählten von niedrigen Pflegesätzen und einer heillosen Überforderung in einem wenig anerkannten Beruf, für den sie nicht genügend ausgebildet waren. 3,65 DM Pflegesatz gab der Staat 1952 pro Kind am Tag, heute sind es 4000 Euro im Monat. Damit das Heim mit diesem geringen Zuschuss über die Runden kam, mussten schon zehnjährige Kinder arbeiten. Die Jungs vereinzelt auf dem Feld Rüben, zupften Unkraut, ernteten Kartoffeln und hackten Holz. Die Mädchen nähten, wuschen und bügelten. Junge Diakone, die den ungeliebten Arbeitseinsatz zu leiten hatten, standen unter



Jugendliche bauten in den 60er Jahren ein Haus der Jugendhilfe Freistatt (ganz rechts). Jungen auf dem Weg zur Arbeit – Pumploren waren das typische Fortbewegungsmittel im Moor (ganz oben).

Auch Wolfgang Rosenkötter (oben) schuftete im Moor.

Wolfgang Bahr (links unten, der Junge links unten) kam als Siebenjähriger zur Karlshöhe



Heide Dettinger erlebte als 14-Jährige brutale Demütigungen im Birkenhof bei Hannover. Keine Privatsphäre beim Waschen, das war damals noch ziemlich normal – hier in einem Badezimmer im Kinderheim der Karlshöhe Ludwigsburg. Unten: Essensausgabe im evangelischen Kinderheim Haßloch/Pfalz





„Ein Dachdecker wird in der Ausbildung über die Risiken in seinem Beruf aufgeklärt, Gleiches muss für Sozialarbeiter gelten“, fordert Rainer Kröger, Vorsitzender des Bundesverbandes für Erziehungshilfe e. V. und Vorstand des Diakonieverbundes Schweicheln

dem Druck, sich in ihrem ersten Jahr zu bewähren und durchzusetzen. Sie taten dies, wenn nötig, mit Gewalt. Die hatten sie oft genug selbst in ihrer Kindheit erfahren.

Hier das Gefühl der ehemaligen Bewohner, als Kinder verwahrt und ausgegrenzt gewesen zu sein, dort die Meinung der Erzieher, es

unter den schwierigen Umständen doch so gut wie möglich gemacht zu haben – können diese beiden Sichtweisen jemals zu einem gegenseitigen Verständnis führen? Beim Projekt der Karlshöhe ging es darum, subjektive Erfahrungen ernst zu nehmen und auch so gelten zu lassen, wie sie empfunden wurden. „Es ist wichtig, im Gespräch zu bleiben“, sagt Wolfgang Bahr, „Licht- und Schattenseiten der Vergangenheit in das eigene Leben zu integrieren.“ Der ehemalige Erzieher Hertler war sich gar nicht bewusst, was die Kinder empfanden: „Erst bei unseren Treffen wurde es mir verständlich. Das einzelne Kind mit seiner Persönlichkeit war nicht im Blick. Die Gruppe stand im Vordergrund. Emotionale Einsamkeit, Alleinsein mit seinem Leid, das Fehlen von tragenden Beziehungen, die Trennung von der Herkunftsfamilie, das war sicher sehr schmerzhaft für viele Kinder.“

Dass viele Maßnahmen nicht dem Wohl der Kinder dienen, ahnte wohl auch ein früherer Hilfserzieher, der einen Zögling auf Rat seiner Vorgesetzten aus nichtigem Anlass zusammengeschlagen hatte, um ein Exempel zu statuieren. Opfer und Täter hatten die Erinnerung an diese Situation in ihrem späteren Leben als bedrückende Last mit sich herumgetragen. Wolfgang Bahr empfahl dem Diakon, um Verzeihung zu bitten, was er dann auch tat. Das Karlshöher Projekt schloss 2009 mit einem gemeinsamen Gottesdienst.

Heidi Dettinger hätte daran nicht teilnehmen können. Um Kirchen macht sie einen Bogen, kann das „fromme Getue“ nicht ertragen. Für sie ist der christliche Glaube seit ihrer Zeit im Heim mit Zwang verbunden. Beten vor und nach dem Essen, die Andachten und Bibelstunden, die Vorträge des erzkonservativen Pfarrers, Kirchenlieder, die sie beim Nähen und Bügeln singen musste – alles Ausdruck der versteckten Botschaft, die sie so gar nicht mit der christlichen Nächstenliebe zusammenbringen kann: Ihr seid eigentlich wertlose Geschöpfe, die

hier unverdient betreut werden. Noch immer sieht man die Narben an Dettingers Armen und Händen. Drei Mal versuchte sie, aus dem Heim mit dem idyllischen Namen Birkenhof auszubrechen, beim letzten Mal kletterte sie über den Stacheldraht und verletzte sich. Wer zurückgebracht wurde, musste drei Wochen lang Strafkleidung tragen. Schlimmer waren die Tage in dem engen, karg möblierten „Zimmer“. Das Mädchen durfte nicht aus dem Fenster gucken, nicht auf dem Bett liegen und mit niemandem reden. Jeder Verstoß gegen diese Regeln bedeutete einen Tag länger in Isolation. „Damals habe ich begonnen, mich mit einer Nadel zu ritzen“, gesteht Heidi Dettinger, „ich wollte mich spüren, wollte wissen, dass ich zähle, dass ich noch auf der Welt bin.“

Eine ähnliche Isolationszelle, fensterlos, mit dicken Türen und einem Guckloch, findet man heute noch in Freistatt bei Diepholz. Von den sechs Häusern der Diakonie, in denen in den 50er Jahren rund 500 junge Männer eingesperrt waren, steht nur noch eines. Es ist ein Relikt aus alten Zeiten, als sogenannte schwer erziehbare Jugendliche qualvoll im Moor schufteten mussten. Die Zelle, in der vermeintlich Aufmüpfige eingesperrt wurden, existiert noch, weil hier ein Ort des Erinnerns geplant ist. Wolfgang Rosenkötter, der sich mit anderen um die Gedenkstätte kümmert, war als 16-Jähriger selbst hier eingesperrt. Jahrelang hatte er die dunkle Zeit aus seiner Erinnerung verdrängt. Nun nützen ihm seine üblen Erfahrungen bei einer neuen, heilsamen Aufgabe als Ombudsmann in der Diakonie. „Wir hatten damals keinen Menschen, an den wir uns mit unseren Nöten wenden konnten“, erinnert sich Rosenkötter, „ein solcher Ansprechpartner will ich für die Jugendlichen sein.“ Die Jungen schauen ungläubig, wenn er erzählt, wie Briefe geöffnet und Besuche von Familienangehörigen überwacht wurden, wie jeglicher Kontakt nach außen unterbunden wurde und die Heimkinder zur Strafe in schweren Kettenhemden Torf stehen mussten. „Das können die sich heute gar nicht mehr vorstellen, müssen sie auch nicht, die haben genug mit ihrem eigenen Leben zu tun.“ Der Ombudsmann, inzwischen 65, besucht regelmäßig Wohngruppen und bastelt an einem Modell der Selbstverwaltung für die Jugendlichen. Rosenkötter hört auch zu, wenn jemand „einfach nur quatschen will“.

„Erziehung ist zur Macht veranlagt, und wenn es darin keine Grenzen gibt, dann tobt die Macht sich aus – und beide – die, die herrschen, und die, die unterdrückt werden – verkommen in diesem Kampf“, mit diesen Sätzen richtete der Sozialpädagoge Hans Thiersch beim Diakonietag auf der



Wo sich Heidi Dettinger wie im Straflager fühlte, herrscht heute ein entspannter Umgangston. Behinderte und nicht behinderte Kinder und Jugendliche in einer Wohngruppe in Hannover. Die Einrichtung gehört zu den von Bodelschwingschen Stiftungen

Karlshöhe den Blick nicht nur zurück, sondern ebenfalls nach vorne. Auch Rainer Kröger, Vorsitzender des AFET – Bundesverband für Erziehungshilfe e. V. und Vorstand des Diakonieverbundes Schweicheln, möchte, dass sich seine Mitarbeiter der Gefährdungen in ihrer Arbeit bewusst sind. Oft überlastet, sorgen sie für Menschen, die kein Gefühl für Distanz und Nähe entwickeln konnten. Ihre Beziehung zu Kindern und Jugendlichen birgt ein Machtgefälle – ein Nährboden für Grenzverletzungen. „Ein Dachdecker wird in der Ausbildung über die Risiken seines Berufes aufgeklärt, Gleiches muss für Sozialarbeiter gelten.“ Kröger setzt auf Prävention und Partizipation, beides wurde in einem Modellprojekt entwickelt. Die Haltung der Erzieher hat dieses Projekt deutlich verändert: „Wir treffen selbstverständlicher gemeinsam mit den Kindern und Jugendlichen Entscheidungen“, heißt es in dem Abschlussbericht, „früher hätten wir ihnen unsere Beschlüsse mitgeteilt.“

Heute hängt in den Jugendhilfe-Einrichtungen des Diakonieverbundes Schweicheln an jeder Zimmertür eine Verhaltensampel. Sie zeigt in klaren Farben, was die Betreuer dürfen und was nicht. Kinder ins Zimmer einschließen, ihnen Gewalt androhen und ihnen Taschengeld entziehen – da signalisiert die Ampel „Stopp“. Die Kinder und Jugendlichen werden ermutigt, sich bei Verstößen an eine Beschwerdestelle zu wenden. Grünes Licht gibt es für Anordnungen, die zwar manchen nicht gefallen, aber nach Ansicht der Erzieher sinnvoll sind, zum Beispiel, dass Fernseh- oder Internetkonsum begrenzt und die Ausgehzeiten geregelt sind.

„Eine schlechte (nicht intakte) Familie, die unterstützt wird, ist meist noch besser als die Heimunterbringung“, mit diesem Satz beschreibt Klaus-Dieter Wolf, Leiter der Jugendhilfe auf der Karlshöhe, plakativ den Wandel in der Sozialarbeit. Während in den 50er und 60er Jahren Jugendliche unter dem nicht genau definierten Verdacht der „Verwahrlosung“ in Heime aufgenommen wurden, prüft heute das Jugendamt sehr genau, ob Kinder in einer stationären Einrichtung untergebracht werden müssen. Oberstes Ziel ist die Wiedereinglie-

derung in die Familie. Wolfs Büro ist in einem der alten Backsteinbauten untergebracht, in denen Kinder wie Wolfgang Bahr in den 50er Jahren lebten. Heute werden die Häuser für die Verwaltung genutzt. Die benachbarte Jugendstation wurde in den 70ern gebaut.

Popmusik dröhnt aus dem Fenster, auf dem Sofa im Gemeinschaftsraum sitzen zwei Mädchen und ein Junge vor dem Fernseher. Der eine Junge wohnt übergangsweise auf der Karlshöhe, weil seine alleinerziehende Mutter eine Entziehungskur macht, der andere verstand sich nicht mit seinem Stiefvater. Acht Kinder und Jugendliche sind hier untergebracht, jeder hat ein einzelnes Zimmer. Erzieherin Caroline Abrutat erzählt, dass sie versucht, Beziehungen zu Kindern außerhalb der Karlshöhe zu fördern: „Freunde dürfen mitgebracht werden.“ In der Regel besuchen die Jugendlichen ihre Schulen weiter, während sie auf der Karlshöhe wohnen.

Die Schatten der Vergangenheit verdüstern nicht mehr die Gegenwart. Wolfgang Bahr und Heidi Dettinger aber wissen: Man muss die Erinnerung wachhalten. Um der Zukunft willen.

Kerstin Klamroth

Weitere Informationen zum Thema

Diakonische Einrichtungen unterstützen Betroffene bei der Einsicht in ihre Akten.

Die Evangelische Kirche und ihre Diakonie haben am 11.9.2011 in Berlin die ehemaligen Heimkinder um Verzeihung gebeten. Die vollständige Erklärung finden Sie im Internet unter <http://dwekd.de/r>

Der Abschlussbericht des Runden Tisches Heimerziehung ist zu finden unter www.rundertisch-heimerziehung.de

„Gehorsam, Ordnung, Religion. Konfessionelle Heimerziehung 1945–1975“, Forschungsbericht von Bernhard Frings und Uwe Kaminsky an der Ruhruniversität Bochum. Erscheint im Dezember als Buch.

Das Projekt der Karlshöhe in Ludwigsburg ist dokumentiert unter www.karlshoehe.de/index.php?id=kinderheim1950-1970

Interview



Johannes Stockmeier,
Präsident des Diakonischen
Werkes der EKD

„Wir erkennen das Leid an“

Heimkinder dürfen nicht mehr stigmatisiert werden, sagt Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier

Was bedeutet Verzeihen im christlichen Sinne? Wie geht man mit Leid und Unrecht um?

Es ist für mich erschreckend, dass junge Menschen auch in diakonischen Heimen furchtbares Leid erlebt haben. Dass sie – statt Liebe und Fürsorge zu erfahren – Demütigungen und Gewalt ausgesetzt waren. Was kann in dieser Situation Verzeihen bedeuten? Wir können nicht von anderen – egal, ob es Christen sind oder nicht – erwarten, dass sie unsere Bitte um Verzeihung annehmen; wir können nur darauf hoffen. Als Christen sind wir aufgerufen, denen zu vergeben, die uns Unrecht getan und Leid zugefügt haben.

Psychologen haben darauf hingewiesen, wie wichtig die klare Benennung der früheren Missstände für den Heilungsprozess Traumatisierter ist. In welcher Form tun Sie das?

Viele ehemalige Heimkinder haben lange Zeit nicht gewagt zu sagen, dass sie in einem Heim aufgewachsen sind. Das Stigma vom „Heimkind“ darf es nicht länger geben. Dazu wollen wir mit unserer Erklärung beitragen. Die Betroffenen haben ein Anrecht darauf, dass ihre Traumata anerkannt werden. Weiterhin haben wir alle diakonischen Träger von Kinderheimen aufgefordert, ehemalige Heimkinder bei der Aufarbeitung ihrer schlimmen Erfahrungen zu unterstützen.

Sehr viele der Erziehungsheime waren in konfessioneller Trägerschaft. Viele Kinder und Jugendliche wurden damals im Namen der christlichen Religion gedemütigt, zu Andachten und Gebeten gezwungen. Was sagen Sie dazu?

Die Erziehung hat sich damals stark an dem Prinzip „Zucht und Ordnung“ orientiert. Um dies durchsetzen, haben auch konfessionelle Heime zu drastischen Erziehungsmethoden gegriffen. Kinder und Jugendliche wurden gedemütigt, und die religiöse Erziehung ufernte in Zwang aus. Ursachen und Gründe waren auch zu wenig, zu schlecht ausgebildetes und zudem völlig überfordertes Personal, lange Arbeitszeiten, schlechte Entlohnung, ständiger Kostendruck und fehlende

Anerkennung. Diese miserablen Rahmenbedingungen haben der Staat und die Diakonie gemeinsam zu verantworten. Aber es entschuldigt nicht die menschlichen Verfehlungen und das zutiefst unchristliche Verhalten etlicher Mitarbeitender in den Heimen. Das ist uns bewusst.

Wie können Kirchen und ihre Institutionen vor diesem Hintergrund ihre Glaubwürdigkeit zurückgewinnen?

Die Benennung des Unrechts ist ein wichtiger Schritt. Solche schrecklichen Dinge dürfen nie wieder in diakonischen Einrichtungen passieren. Deshalb setzen wir uns ganz besonders für die Rechte von Kindern und Jugendlichen in der Jugendhilfe ein. Zu unserer Glaubwürdigkeit können wir vor allem durch gute Arbeit in der Gegenwart beitragen.

Das spätere Leben vieler Heimkinder wurde durch ihre Zeit im Heim beeinflusst, sie verloren ihren Glauben an das Gute im Menschen und hatten kein Zutrauen in ihre eigenen Fähigkeiten. Kann man das wieder gutmachen?

Nein – das lässt sich nicht so einfach wieder gutmachen. Wir sind uns bewusst, dass auch materielle Hilfen das Leid nicht ungeschehen machen und verlorene Lebenschancen nicht zurückholen können. Alle Maßnahmen sollen den Betroffenen aber signalisieren: Wir erkennen euer Leid an. Deshalb hat die Diakonie auch immer gesagt, dass sie sich an der materiellen Unterstützung der Opfer beteiligt.

Kritiker bemängeln, dass der Fonds zur Entschädigung der Opfer mit 120 Millionen nicht ausreichend ausgestattet sei. Wie beurteilen Sie das?

Die Einrichtung des Fonds ist nur eine von mehreren Empfehlungen des Runden Tisches. Bei weitem nicht alle Heimkinder erwarten finanzielle Entschädigungen. Vielen war es vor allem wichtig, dass ihr Leid gesellschaftlich anerkannt wird. Ob der Fonds ausreichend ausgestattet ist, werden wir erst sehen, wenn wir wissen, wie viele Betroffene Anträge gestellt haben.

Die Fragen stellte Kerstin Klamroth

Diakonie und Kunst

Dinge sichtbar machen, die in der scheinbar bekannten Welt leicht übersehen werden – dies ist ein Anspruch von Kunst. Wir stellen in jeder Ausgabe Kunstwerke vor, die zu einem neuen Blick auf das Leben anregen. Der Autor ist Pfarrer in Köln.

Die Botschaft funkelt

Sterne und himmlisches Licht – Adam Elsheimer nahm mit seinem Bild „Die Flucht nach Ägypten“ bahnbrechende Erkenntnisse von Galilei vorweg und verknüpfte sie mit der Weihnachtsbotschaft

■ ■ Sternklarer Nachthimmel – wer ist davon nicht überwältigt, wenn er sich in ihn verliert? Immer haben die Menschen den Nachthimmel beobachtet. Um 1608 hat der deutsch-niederländische Brillenmacher Jan oder Hans Lipper(s)hey das Teleskop erfunden. Galilei hörte davon und baute sich 1609 ein eigenes Fernrohr. Voller Forscherdrang richtete er es im November und Dezember 1609 in den Nachthimmel Venedigs und gewann bahnbrechende Erkenntnisse: Die Milchstraße ist kein milchiger Nebel, wie man bis dahin angenommen hatte, sondern besteht aus Myriaden von Sternen. Die Oberfläche des Mondes ist nicht von kristallener, symbolischer Reinheit, sondern weist Krater auf. Forscher wollen immer die Ersten sein, und so publizierte Galilei seine umwälzenden Erkenntnisse im Frühjahr 1610. Sein Buch „Sidereus Nuncius“ gilt bis heute als erste Veröffentlichung astronomischer Erkenntnisse, die mit Hilfe des Teleskops gewonnen wurden.

Die Beschäftigung mit dem Bild von Adam Elsheimer „Die Flucht nach Ägypten“ (Kupfer, 31 x 41 cm) hat mich eines anderen belehrt. Der Künstler Elsheimer (1578–1610) ist dem Forscher Galilei zuvorgekommen. Der Abgleich des Gemäldes von Elsheimer mit einer astronomisch korrekt berechneten Ansicht des Sternenhimmels vom Sommer 1609 zeigt Übereinstimmungen (Milchstraße und Vollmond), die nur mit der Nutzung eines Teleskops zu erklären sind. Nicht Galilei, sondern Elsheimer war also ‚der Erste‘. Meine Neugier stieg. Wenn ein Maler eine derart bahnbrechende Erfindung für seine Kunst zu nutzen weiß, dann steckt mehr dahinter. Das Bild fand Nachahmer, unter anderen Rubens und Rembrandt. Die eigentliche Botschaft des Bildes aber scheinen sie übersehen zu haben. Sie teilt sich dem Betrachter durch vier Lichtpunkte mit: links das Lagerfeuer der Hirten, etwa in der Mitte der wie eine Taschenlampe wirkende brennende Span in der Hand des Joseph, rechts der Mond am Himmel und sein Spiegelbild im See. Was bedeutet das?

Das Bild thematisiert einen Abschnitt aus der Weihnachtsgeschichte des Evangelisten Matthäus (2,13–15). Der Betrachter erliegt dem Zauber der nächtlichen Stimmung – ein Kind als das Licht der Welt (Johannes 1,5; 8,12) auf der Flucht in der Finsternis der Nacht – und ist versucht, sich dieser Stimmung wie

die erwähnten Nachahmer hinzugeben, ohne genauer hinzuschauen.

Doch Elsheimer will die Weihnachtsgeschichte nicht nur darstellen, sondern auch seine wichtigste Aussage ausdrücken: Der Schöpfer „des Himmels und der Erde“ tut sich uns Menschen mit seinem Wort, das in Jesus Christus Fleisch geworden ist, kund. Und nicht nur das, er wirkt bei uns Menschen, die das Wort Gottes mit dem Herzen hören, durch seinen Heiligen Geist. Gottes Verhältnis zu uns Menschen ist also ein dreifaches. Er hat uns erschaffen, hat sich uns im Evangelium mitgeteilt und wirkt mit seinem Geist unter uns, er ist ein ‚dreieiniger‘. Gott: „Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist“.

Wer das Bild in Ruhe betrachtet, wird sehen, dass die drei Lichtpunkte – brennender Span in der Hand von Joseph, Mond und Spiegelbild des Mondes – ein rechtwinkliges Dreieck bilden. Es ist eine (ikonografische) Darstellung des dreieinigen



Gottes: Gott Vater (Mond im Himmel = Himmelreich), Sohn (brennender Span, Licht der Welt) und Heiliger Geist (gespiegelter Mond). Der Heilige Geist spiegelt das in Jesus Christus fleischgewordene Wort Gottes bei uns Menschen: „Nun aber schauen wir alle mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wie in einem Spiegel, und wir werden verklärt in sein Bild von einer Herrlichkeit zur anderen von dem Herrn,



Der Maler kannte sich am Himmel bestens aus. Dazu muss er ein Fernrohr benutzt haben. Im unteren Bildausschnitt sind die Sterne des Sternbildes Großer Wagen hervorgehoben

der der Geist ist“ (2. Korinther 3,18). Nach Lukas (2,8–20) geschieht diese Verklärung und Spiegelung zuerst bei den Hirten, die Elsheimer nach links als vierten Lichtpunkt gesetzt hat.

Hinter dem Aufbau des Bildes verbirgt sich eine bemerkenswerte Geometrie (Schöpfungsordnung), hervorgehoben in der Abbildung links: Das Dreieck aus den Punkten A' (brennender Span), B' (Mond) und C' (gespiegelter Mond) und das Dreieck aus den Punkten A'' (gespiegelter Mond), B'' (Milchstraße links oben) und C'' (gespiegelter Mond) sind einander ähnlich.

Während das kleinere Dreieck die Dreieinigkeit (Trinität) darstellt, scheint das größere für die ‚Rechtfertigungslehre‘ zu stehen! Diese besagt: Gott (B'') will durch die Weihnachtsbotschaft (C'') das gestörte Verhältnis (Finsternis) der Menschen (A'') zu ihm heilen und sie aus ihrer Ichbezogenheit erlösen (Licht). In die Finsternis dieses gestörten Gottesverhältnisses strahlt das Licht der Frohen Botschaft, des Evangeliums von der Rechtfertigung des Gottlosen. Die Aussage, dass der Gott des Neuen Testaments ein dreieiniger Gott sei, ist der anderen von der Rechtfertigung des Menschen durch Gott, ‚ähnlich‘, wie die beiden Dreiecke in dem Bild auch ähnliche sind. Mit seinem Bild „Die Flucht nach Ägypten“ ist es Elsheimer gelungen, die Botschaft des Neuen Testaments komprimiert zu erfassen.

Thomas Hübner

Vermischtes



Farbenfroher Schutz gegen Kälte und Regen aus dem „Brot für die Welt“-Shop

Und wie geht Mondscheintorte?

■ ■ Auf dunklem Rührteigboden schimmert eine hellgelbe
 ■ ■ Creme – wie man die macht, verrät Anette Kleine. Sie ist eine von 60 Landfrauen, die in diesem Buch ihre Lieblingsrezepte vorstellen: bodenständige und doch raffinierte und seit Jahren bewährte Kuchen und Torten. Natürlich spielen Früchte eine Hauptrolle, Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren, Rhabarber, im Herbst Äpfel und Pflaumen und was der Garten sonst noch hergibt. Auch viele Kuchen und Torten ohne Früchte kann man nachbacken. Ganz raffiniert ist die Fächertorte, im Herbst und Winter passen Spekulatius- oder Schneeflockentorte. Für Gesundheitsbewusste gibt es eine Vitamintorte und auch wer gar keine Lust zum Backen hat findet ein Rezept: den Faule-Weiber-Kuchen. Da schon der erste Band ein toller Erfolg war, gibt es jetzt diesen zweiten Band mit neuen Rezepten. Jeder Band mit praktischer Spiralheftung, schönen Fotos und vielen Tipps zum Gelingen.



Geliebte Torten
 Landwirtschafts-
 verlag 2011,
 145 Seiten,
 17,95 Euro,
 Band 1 und 2
 sind im Buchhandel
 erhältlich oder zu
 bestellen unter:
 Tel: 02501/801 301,
 Mail: service@lv.de

Es gibt kein schlechtes Wetter...,

■ ■ ...nur unpassende Kleidung. Der orangefarbene Stock-
 ■ ■ schirm und das Schlauchtuch schützen nicht nur vor Regen, Kälte und Wind, sondern sorgen auch für gute Laune an grauen Wintertagen und – wegen der leuchtenden Farbe – für mehr Sicherheit im Straßenverkehr. Beide eignen sich auch als Weihnachtsgeschenk oder als Mitbringsel für die Adventseinladung. Das Schlauchtuch besteht aus 95 Prozent Baumwolle und fünf Prozent Elasthan und wird in Deutschland produziert. Wie man es tragen kann, steht dabei. 13 Möglichkeiten sind den Herstellern eingefallen.

Beides ist über den Brot für die Welt Shop zu beziehen.

www.brot-fuer-die-welt.de/shop

Preise: 19,90 Euro der Schirm und 6,90 Euro das Schlauchtuch, jeweils zzgl. Versandkosten

Wohin reisen wir nächstes Jahr?

■ ■ Unter www.fairunterwegs.org kann man sich durch Län-
 ■ ■ der dieser Welt klicken oder das geplante Reiseland eingeben und bekommt jede Menge (Hintergrund)Informationen bis hin zu aktuellen Pressemeldungen. Dazu praktische Hinweise zu den Einreiseformalitäten, Tipps und Entscheidungshilfen für Reiseplanung und Buchung, Film- und Lesetipps zur Vorbereitung, hilfreiche Adressen für unterwegs – und ein Forum für Austausch und Diskussionen.

Aus den Werkstätten der Diakonie



Damit der Docht nicht verrutscht, wird er festgeklemmt. Viele Arbeitsschritte sind notwendig für die Herstellung der Kerzen und der richtige Umgang mit den alten Gussformen will gelernt sein. Nur mit viel Geschick entstehen die bunten Kerzen

Jetzt wird's gemütlich!

Das warme Licht dieser handgefertigten Kerzen der Remstal Werkstätten vertreibt das Grau der langen Winterabende, verbreitet Behaglichkeit und eine schöne Stimmung. Die Kerzen werden in einer Werkstatt für psychisch kranke Menschen von Hand gegossen. Die alten Gussformen wurden gespendet. Die Kerzen sind in modernern, leuchtenden Farben gehalten, komplett durchgefärbt und werden aus hochwertigen Rohstoffen (Bienenwachs, Stearin, Paraffin) gefertigt und haben daher exzellente Brenneigenschaften. Sie können aber auch komplett aus Bienenwachs, als reines Naturprodukt, bestellt werden. Die Kerzen sind in verschiedenen Formen und Größen erhältlich und kosten zwischen 3,00 und 17,00 Euro.

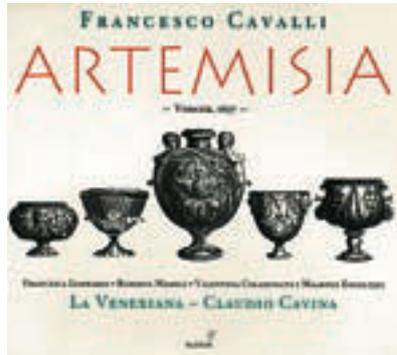
Fotos: Remstal Werkstätten

Die Remstal-Werkstätten der Diakonie Stetten e. V.

Mehr als 1500 geistig behinderte oder psychisch kranke Menschen haben in den Remstal Werkstätten einen Arbeitsplatz gefunden und werden in ihrer persönlichen und beruflichen Entwicklung gefördert. Die Arbeitssituationen sind individuell gestaltet und orientieren sich an den persönlichen Neigungen und Fähigkeiten. Organisiert sind die Remstal Werkstätten als ein der Diakonie angegliederter Zusammenschluss von Werkstätten an sieben Standorten im Großraum Stuttgart.

Kontakt und Bestellung: Remstal Werkstätten
Rehazentrum Schorndorf, Andrea Münschke,
Tel: 07181/96457, Mail: kerzen@remstal-werkstaetten.de,
www.remstal-werkstaetten.de

Kultur



CD

Antonio Rosetti: Requiem für Mozart

Mozarts Requiem ist bekannt – aber ein Requiem für Mozart? Komponiert und aufgeführt hat es Rosetti (1750–1792), einer der wenigen Zeitgenossen Mozarts, die dessen Bedeutung erkannt haben. Aus Rosettis umfangreichem Schaffen sind hier Preziosen erstmalig eingespielt, neben kirchenmusikalischen Werken auch eine Sinfonie, deren Musik der Komponist überzeugend für ein geistliches Stück verwertet. Mitreißend musiziert. Prague Singers/La Gioia, Camerata Filarmonica Bohemia, Leitung: Johannes Moesus, Ars Produktion SACD CD 38 095

Francesco Cavalli: Artemisia

Erstmalig wagt sich das weltberühmte italienische Vokalensemble »La Venexiana« an die venezianische Oper nach 1600. Rasch aufeinanderfolgende musikalische Formen drücken die emotionalen Wechselbäder des Dramas um die Königin Artemisia aus. Gefühlvolle Rezitative und Arien halten den dramatischen Fluss in Gang. Das vokale Spiel mit Leidenschaften wird von einem kleinen Instrumentalensemble meisterhaft unterstützt. Leitung: Claudio Cavina 3 CDs, Glossa GCD 920918

Mathias Eick: Skala

Mit Jazzgrößen wie Chick Corea und Pat Metheny hat er schon gespielt: Der norwegische Startrompeter Mathias Eick legt nun ein Solo-Album vor, auf dem er auch Vibraphon, E-Gitarre und Kontrabass spielt. Acht sehr unterschiedliche Kompositionen: schwelgerisch, verträumt, expressiv und rhythmisch drängend. Ob im Spiel mit seinem eigenen Echo oder mit dem erstklassigen Ensemble, immer klingt Eicks unverwechselbarer Trompetensound durch. Ein Muss für Jazzfreunde. ECM 2187

DVD

Au revoir, Taipei

Ein junger Mann in Taiwan träumt von Paris. Daheim hilft er bei seinen Eltern im schlichten Nudelrestaurant aus und paukt in einer Buchhandlung Französisch. Dass die Angestellte des Ladens das nur hinnimmt, weil sie ein Auge ihn geworfen hat, realisiert er nicht. Ein scheinbar harmloser Kurierauftrag soll ihm das nötige Geld für den Flug verschaffen. „Au revoir, Taipei“ von Arvin Chen ist eine faszinierende Mischung aus Krimi, Komödie und Romanze und steckt voller skurriler Szenen. Indigo ca. 16 €

Glücksformeln

Es gibt viele Wege zu einem erfüllten Leben. Das legt schon der Filmtitel nahe. Ganz normale Menschen zwischen elf und neunzig Jahren kommen in dieser Dokumentation zu Wort. Regisseurin Larisa Trüby wertet nicht. Das macht ihren Film angenehm undogmatisch, aber nicht beliebig. Es geht um Geld, Arbeit, Beziehung und so etwas wie Spiritualität. Dabei zeigt sich, dass es glücklicher macht, zu helfen als egoistisch durchs Leben zu marschieren. Universum Film, ca. 14 €

Der ganz große Traum

Wie begann einst die Fußballbegeisterung in Deutschland? Ein aufgeschlossener Lehrer (Daniel Brühl) bringt das runde Leder aus England an ein deutsches Gymnasium der Kaiserzeit. Statt Drill und Duckmäusertum lernen die Jungen nun „Fairplay“. Mit wachsender Begeisterung für das neue Spiel entwickeln sie Gemeinschaftssinn. Sebastian Groblers Debüt „Der ganz große Traum“ unterhält in seiner humorvollen und warmherzigen Erzählweise prächtig. Universum Film, ca. 10 €



Bücher für Alt...

Judith W. Taschler: Sommer wie Winter

Früher hat Alexander Sommer mit seinen Geschwistern Kühe auf die Alm getrieben, gemolken, Ställe ausgemistet und im elterlichen Hotel bedient. Sonntags ging er zur Kirche und Beichte. Eine trügerische Idylle, wie sich Jahre später in den Therapiegesprächen der Familienmitglieder zeigt. Sie enthüllen, wie Alexander, das Pflegekind der Familie Winter, durch die Suche nach seiner Mutter eine familiäre Katastrophe ausgelöst hat. Dem Leser schwant das bereits zu Beginn des fantastisch erzählten Romans. Picus, 199 S., 19,90 €

Stefanie Sourlier: Das weiße Meer

Die Erzählerin rettet ihrem Bruder Paul das Leben. Während sie ihn aus dem Wasser ans Ufer zieht, fragt sie sich, was sie von dem geliebten Bruder, weiß. Und wer ist sie selbst? Früher hatten sie eine Geheimsprache – als Waffe gegen alles, was ihre Zweisamkeit gefährdete. Die Erzählungen dieses Bandes zeigen die wundersame Welt der Erzählerin, ihre Lebenslust und Entdeckerfreude. Ob sie das weiße Meer, Ziel ihrer Sehnsüchte, findet? Frankfurter Verlagsanstalt, 170 S., 19,90 €

Peter Kurzeck: Vorabend

»Als Kind in so einem Laden. Du bist fünf, dann schon sieben, dann acht Jahre alt. Und wie es scheint, immer der gleiche oberhessische Herbstnachmittag. Nasskalt und grau.« Stichwortartig erkundet der Autor die 1960er bis 1980er Jahre. Ein Zeitbild, das die Veränderung der Landschaft und den Wandel der Menschen besser beschreibt, als jedes Geschichtsbuch. So anschaulich, als würde es mündlich erzählt. Stroemfeld, 1015 S., 38,80 €

... und Jung

M. Baltscheit: Was soll ich da erst sagen?

Herrlich schräg und gleichzeitig tröstlich ist das neue Bilderbuch von Martin Baltscheit mit den witzigen Zeichnungen von Antje Drescher. Jedes Tier hat sein Päckchen zu tragen. Der Rüssel zu kurz, die Farbe zu auffällig – oder, wie beim einst farbenprächtigen Pfau, grau geworden. Doch wenn man einander annimmt, erweist sich das Anderssein als Quelle wunderbarer neuer Kontakte.

Ab 5 Jahren, Bajazzo, 40 S., 14,90 €

Salah Naoura: Tante Mel wird unsichtbar

Lenas geliebte Tante Mel verfügt über ungewöhnliche Kräfte. Sie kann dem Mädchen Gedankenbotschaften schicken und ihren Körper verlassen. Das nutzt ihr, als ihre leibliche Hülle bei einem Autounfall stirbt. Salah Naoura beschreibt trotz übersinnlicher Momente eine bodenständige Familiengeschichte, es geht es um ein Kind, das die Trennung seiner Eltern verdauen muss. Rasant und charmant erzählt. Ab 8 Jahren, Cecile Dressler, 190 S., 12,95 €

Alison McGhee: Winterschwester

Weil Claras junge Mutter sich standhaft weigert, ihr irgendetwas über ihren Vater sowie ihren Opa zu erzählen, flüchtet sich das Mädchen in das Reich der Fantasie. Es erfindet Geschichten über seine Herkunft, die es auch dem geduldigen, einsamen alten Mann erzählt, den es sich als Vertrauten auswählt. Brillant geschrieben entfaltet Alison McGhee in „Winterschwester“ fast archaisch wirkende Schicksale. Poetisch, philosophisch und zutiefst menschlich – ein grandioser Jugendroman. Ab 14 Jahren, dtv premium, 277 S., 12,90 €



Erst Krater, dann Kuren

Zu DDR-Zeiten war Schlema-Alberoda eine triste Mondlandschaft, die Sowjets bauten hier Uran ab. Heute duftet es in der Kuranlage nach frischen Blüten, und die Gäste planschen im Radonbecken

■ ■ Der Anblick mutet paradiesisch an: Ein türkisblaues Bad, umgeben von einem gepflegten Park. Gut gelaunte Gäste lassen sich umspülen, was auf ihrer Haut so perlt, ist Radon. Diejenigen, die zur Kur in Bad Schlema sind, lindern hier ihre rheumatischen Erkrankungen, Arthrosen und Rückenbeschwerden. Radon gilt als schmerzlindernd. Für manche ist es ein wahrer Wunderstoff.

Wechselvolle Geschichte

Kur und Krater, das hat sich abgewechselt hier im Erzgebirge. Jahrhundertlang galt das Schlematal als Zentrum für Bergbau: Eisen, Kupfer, Silber und Uran. Nach der Entdeckung der Radonquellen wurde Bad Schlema ab 1918 zum Kurort mit Flair. Stars wie Heinz Rühmann und Hans Albers kurten hier. 1946 dann der harte Schnitt: Mit der Aufnahme des Uranbergbaus durch die sowjetische Besatzungsmacht verwandelte

sich die Umgebung von Bad Schlema in eine triste Mondlandschaft. Das Kurzentrum wurde abgerissen. Das Gebiet um Schlema-Alberoda war bis 1990 das größte Erzabbaurevier des Bergbauunternehmens Wismut. Die Landschaft schien auf Generationen hinaus zerstört.

Phönix aus der Asche

Dann kam die Wende, und ein paar Jahre nach der berühmten Wende, 1998, wurden die Kureinrichtungen neu eröffnet, die Radonquellen wieder erschlossen.

In Bad Schlema, seit 2004 offiziell zum „Radonheilbad“ ernannt, zieht es die Besucher zum Gesundheitsbad „Actinon“. Sie erholen sich bei Wassergymnastik, Rückenschule oder Radontrockengasbädern. In der Kuranlage riecht es nach frischen Blüten. Nach ihren Behandlungen verweilen viele Gäste im Erholungspark. In Büchern versunken sitzen sie auf dem

Rasen oder unter einem großen Sonnensegel – oder sie bewundern die Skulpturen, Zeugnisse des alljährlichen internationalen Kunstparcours Bad Schlema. Und wo früher mondgraue Hänge dominierten, blickt man nun überall auf jungen Wald. Wer mehr Bewegung möchte, spaziert durch den Ruhe- und Duftgarten, den erzgebirgischen Heilpflanzengarten oder zum Musikbrunnen.

In der größten zusammenhängenden Bergbaulandschaft Europas sind heute Menschen auf Wanderwegen unterwegs. Auf dem Bergbau- und Sanierungslehrpfad kann man sich darüber informieren, wie sehr sich die Natur nach dem Ende des Uranabbaus verändert hat. Deutlich zu sehen ist dies im Golfpark Westerzgebirge unweit des Kurbades. Kein alltäglicher Golfplatz: wo heute die Bälle elegant fliegen, waren früher die Wismuthalden, noch bis 1989 eine öde Kraterlandschaft.

Das Huthaus

Ortswechsel. Wenige Autominuten von Bad Schlema entfernt, begrüßt Jürgen Weller im Huthaus in Schneeberg neue Gäste. Seit 1994 sind Gebäude und Gelände das Domizil des örtlichen CVJM. Es dient als Kinder- und Jugendfreizeitzentrum, in dem auch auswärtige Gäste übernachten können.

Das schmucke Fachwerkhaus gibt es seit 1830. „Der Begriff Huthaus kommt von ‚in Obhut nehmen‘“, erklärt Jürgen Weller, Vorstandsvorsitzender des CVJM in Schneeberg. „Dort, wo die Jugendlichen heute speisen, fand früher für die Bergleute eine Andacht statt, bevor sie in den Schacht fuhren.“ Geist und Tradition der Bergleute werde hier aufgegriffen. Ein Team bereitet Andachten vor und lässt die Gäste später bei Geländespielen die Umgebung des Bergbaus entdecken. Wildwachsende, seltene Kräuter machen Lust auf ausgedehnte Wanderungen.

„Meine Bergbauheimat“

Das derzeitige Vorzeigeprojekt des Huthauses heißt „Meine Bergbauheimat“. Pia Komm zeigt den Gästen, was mit Beteiligung behinderter und nichtbehinderter Kinder und Jugendlichen hier unter der Obhut des CVJM geschaffen wurde: Originalgetreu nachgebaute Modelle der wichtigsten Sehenswürdigkeiten des Bergbaureviers Schneeberg-Neustädtel. Auf einem 200 Quadratmeter großen Gelände sind unter anderem der Pulverturm, Pferdegöpel, der Filzteich und das Huthaus zu sehen – jedes Gebäude ein Kunstwerk. „Behinderte sind oft alleine und ausgegrenzt. Mit diesem Projekt wollten wir ihnen ein Erfolgserlebnis verschaffen“, sagt Pia Komm. Die Kinder haben sich mit den Ursprüngen und Traditionen des bergmännischen Brauchtums in dieser Region befasst.

Die Kinder, so Pia Komm, haben viel gelernt: „Eine neue Heimatverbundenheit, Traditionsbewusstsein, gegenseitige Wertschätzung und Verantwortungsgefühl.“ Zum Abschluss des Projektes trugen alle Beteiligten stolz ein T-Shirt mit der Aufschrift: „Meine Bergbauheimat“.

Vera Rüttmann



Die Bergbauheimat als Modell und typische Gesteinsschichten erinnern an die harte Arbeit früher. Heute erholt man sich hier

Kurbad Bad Schlema und Umgebung

Das Radonheilbad Schlema liegt im Erzgebirgskreis in einem Seitental der Zwickauer Mulde.

Mit dem Pkw: A4, Abfahrt Meerane oder die A72, Abfahrt Hartenstein. Mit der Bahn: Anschluss über Aue oder Zwickau.

Das Kurhaus mit dem Gesundheitsbad „Actinon“ bietet neben den Radonbädern eine Vielzahl therapeutischer Behandlungen.

info@kurort-schlema.de, Tel.: 03772/380 422, www.kurort-schlema.de, www.kunstparcours-badschlema.de

Das Freizeitheim Huthaus eignet sich für Kinder-, Jugend- und Familienfreizeiten, Klassenfahrten und Tagungen. Eine Übernachtung in dem historisch-rustikalen Ambiente ist schon für 8,50 € zu haben. www.cvjm-sn.de

Was gibt's drum herum? www.schneeberg.de, www.museum-uranbergbau.de, www.wismut.de, www.schwarzenberg.de, www.golfclub-bad-schlema.de

Meinung

Katharina Stamm ist Referentin für migrationsspezifische Rechtsfragen und internationale Migration im Zentrum Familie, Integration und Armut (FIBA) im Diakonischen Werk der EKD in Berlin

Weniger als das Mindeste

Asylsuchende erhalten stark reduzierte Sozialleistungen, die unterhalb des Existenzminimums liegen. Ein Fall für das Bundesverfassungsgericht

Das Existenzminimum, sollte man meinen, ist für alle Menschen in Deutschland gleich. Denn es bezeichnet jenen Betrag, den man hier zwingend zum Leben braucht. Es bestimmt die Höhe der Hartz-IV-Regelsätze und wird vom Grundgesetz garantiert. Doch wer als Flüchtling nach Deutschland kommt und unter das Asylbewerberleistungsgesetz (AsylbLG) fällt, muss trotzdem mit weniger Geld auskommen. Jetzt befasst sich endlich das Bundesverfassungsgericht mit dem Thema. Das Urteil wird für Anfang 2012 erwartet.

Früher erhielten Menschen, die hierher geflohen waren, die gleiche Unterstützung wie bedürftige Einheimische – bis 1993 das Asylbewerberleistungsgesetz (AsylbLG) verabschiedet wurde. Es sieht reduzierte Sozialleistungen für Flüchtlinge vor; außerdem erhalten sie nur in Notfällen oder bei Schmerzen eine medizinische Versorgung. Das Gesetz sollte bewirken, dass weniger Menschen in Deutschland Zuflucht suchen. Zur Rechtfertigung wurde angeführt, dass sich die Betroffenen hier nur vorübergehend aufhielten und daher keinen vollen Anspruch auf soziokulturelle Teilhabe an der Gesellschaft hätten.

Seit 1993 sinkt die Höhe der Leistungen faktisch kontinuierlich. Denn die Sätze wurden niemals an die gestiegenen Preise angepasst; bis heute stehen die DM-Beträge im Gesetz. Der Unterschied zur Regelsatzhöhe des SGB II/XII – die als Existenzminimum gilt – beträgt für einen Erwachsenen inzwischen etwa ein Drittel, bei einem sechsjährigen Kind ist die Unterstützung sogar um die Hälfte niedriger. Obendrein gilt für Asylsuchende der Vorrang der Sachleistung gegenüber dem Bargeld; manche Bundesländer wenden ihn restriktiv an. Das bedeutet: Die Menschen müssen in Gemeinschaftsunterkünften leben, sie erhalten zweimal pro Woche Essenspakete und

als einziges Bargeld, 40 Euro monatlich für Erwachsene und 20 Euro für Kinder. Die Nahrungspakete werden den Essgewohnheiten der Menschen aus aller Welt nicht gerecht, die Qualität ist oft minderwertig.

Zudem müssen die Menschen inzwischen entschieden länger von dem reduzierten Satz leben. Ursprünglich sah das Gesetz eine Bezugsdauer von einem Jahr vor, inzwischen sind es vier Jahre. Der Adressatenkreis wurde stetig erweitert.

Neben den Asylsuchenden betrifft das Gesetz, anders als zu Beginn, heute auch Geduldete, Bürgerkriegsflüchtlinge und andere Menschen mit einer humanitären Aufenthaltserlaubnis. Viele von ihnen werden für lange Zeit, wenn nicht für immer in Deutschland bleiben.

Besonders fragwürdig ist, dass es den Menschen nicht erlaubt ist, die Hilfebedürftigkeit aus eigener Kraft zu beenden und selbst für den Lebensunterhalt zu sorgen. Während der ersten zwölf Monate nach der Einreise ist Asylsuchenden die

Forderungen der Diakonie

- Angleichung der Regelsätze an die SGB-II/XII-Leistungen
- Abschaffung des Sachleistungsprinzips
- Dezentrale Unterbringung so früh wie möglich, generelle Abschaffung von großen Gemeinschaftsunterkünften
- Berücksichtigung besonderer kinderspezifischer Bedarfe
- Volle gesundheitliche Regelversorgung der Betroffenen

www.diakonie.de



Brauchen sie weniger zum Leben als deutsche Kinder? Schüler auf einer Sommerparty, die für Asylbewerber vom Menschenrechtszentrum Karlsruhe organisiert wurde

Arbeit grundsätzlich verboten. Danach dürfen sie weitere drei Jahre lang nur Jobs annehmen, für die nachweislich kein hiesiger Mitarbeiter zu finden ist. Das gleicht einem De-facto-Arbeitsverbot und ist für die oft jungen Menschen eine sehr frustrierende Erfahrung. Fazit: Die Betroffenen werden bewusst wie Menschen zweiter Klasse behandelt. Man will verhindern, dass sie sich in die Gesellschaft integrieren. Sie sollen spüren: Ihr seid hier unerwünscht.

Im Februar 2010 sprach das Bundesverfassungsgericht sein Grundsatzurteil zur Definition des soziokulturellen Existenzminimums. Es forderte den Gesetzgeber auf, die Höhe der Hartz-IV-Regelsätze künftig in einem transparenten, realitäts- und bedarfsgerechten Verfahren zu ermitteln. Die Sätze dürfen nicht evident zu niedrig sein. Das Gleiche muss für die Leistungen nach dem AsylbLG gelten.

Dort ist nun erst recht eine Reform unumgänglich: Weder wurde ein transparentes und nachvollziehbares Verfahren zur Bedarfsermittlung angewandt, noch sind die Leistungen in Art und Umfang erkennbar ausreichend, eine menschenwürdige Existenz zu sichern. Folgerichtig sind beim Bundesverfassungsgericht seit Ende 2010 die beiden Klagen zum Asylbewerberleistungsgesetz anhängig. Man darf gespannt sein, wie stark der Gesetzgeber Korrekturen vornehmen muss.

Aktuell drängt ein anderes Gericht die Politik zum Handeln: Das Sozialgericht Mannheim entschied im August dieses Jahres in bisher zwei Fällen, dass ein weiteres Warten auf eine Reform des AsylbLG unzumutbar sei und leitete aus dem Grundrecht auf ein menschenwürdiges Existenzminimum ab, dass zumindest vorläufig und darlehensweise höhere Leistungen zu zahlen sind. Durch dieses Urteil sind viele ermutigt

worden, ihr Grundrecht ebenfalls – notfalls gerichtlich – durchzusetzen. Auch die diakonischen Flüchtlingsberatungsstellen empfehlen, vorläufig höhere Leistungen zu beantragen. Das Grundrecht auf ein menschenwürdiges Existenzminimum gemäß der Artikel 1 und 20 gilt für alle Menschen im Geltungsbereich des Grundgesetzes. Und ein allseits erkannter verfassungswidriger Zustand darf nicht stillschweigend hingenommen werden.

Sicher ist allerdings: Die Erhöhung des Regelsätze allein bewirkt noch kein menschenwürdiges Leben. Zusätzlich müssen der Vorrang der Sachleistung, die reduzierten Gesundheitsleistungen und der eingeschränkte Arbeitsmarktzugang abgeschafft werden. Die Diakonie wird die weitere Entwicklung kritisch begleiten.

Anzeige

HAUSRHEINSBERG
HOTEL AM SEE

Ideal auch für Gruppen und Tagungen

KENNELNERTAGE

3 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
Kostenfreie Nutzung der hauseigenen Sport- und Freizeitangebote

GÜLTIG FÜR ERSTKUNDEN / GÄSTE
WERBEN GÄSTE, NUR EINMAL BUCHBAR
REISEZEIT 01.01.–28.04.2012

AB 159,-€
pro Person im EZ oder DZ

Fragen Sie nach weiteren Angeboten
Tel. (03 39 31) 344 0
www.hausrheinsberg.de

BARRIEREFREIE ERHOLUNG

EIN UNTERNEHMEN DER FÜRST DONNERSMARK-STIFTUNG

Diak. 2011

Reportage



Warten gehört zum Alltag im Krankenhaus. Die Patienten müssen jede Menge Zeit mitbringen – aber kaum jemand kann ihnen mit Ruhe und persönlichem Interesse begegnen. Huberta Muhle ist für sie da: für ein Gespräch, fürs Zuhören, fürs gemeinsame Singen und Beten

„Ich habe Zeit für Sie!“

Ein gebrochenes Bein, ein Bandscheibenvorfall oder auch die Diagnose Krebs: Einen Krankenhausaufenthalt erleben viele Menschen als Krise. Für sie ist Huberta Muhle da – als ehrenamtliche Krankenhauseelsorgerin im Bremer DIAKO

Fotos: Nicole Buzcior

■ ■ Mittwoch ist ihr Tag, ihr Krankenhaustag. Wie immer führt ihr Weg Huberta Muhle zunächst ins Schwesternzimmer „ihrer“ Station. „Dort schreibe ich alle Patienten, die hier liegen, in mein Heft, um mir einen Überblick zu verschaffen. Die Schwestern sagen mir dann auch schon, wo ich am dringendsten gebraucht werde.“ So auch heute. Im Gespräch mit Stationsleiter Eric Potsch wird schnell deutlich, wo ein offenes Ohr besonders nötig ist. Wegen des Seelsorgegeheimnisses ist es nicht möglich, die 59-jährige Huberta Muhle in das entsprechende Zimmer zu begleiten. Aber die ehrenamtliche Seelsorgerin, die bis 2007 noch als selbstständige Ladenbesitzerin gearbeitet hat, erzählt von typischen Situationen, die sie bei ihren Krankenbesuchen erlebt, und entwirft so ein Bild von ihrer Arbeit.

Es gibt viele einsame Menschen

„Denken Sie etwa an eine 85-jährige Frau, die nach einem Sturz in ihrer Wohnung mit einem Oberschenkelhalsbruch in

die Klinik eingewiesen wurde.“ Mit schwerwiegenden Folgen, berichtet Huberta Muhle. Denn die alte Dame kann nicht mehr nach Hause, sondern muss in ein Pflegeheim. „Ihr ganzes Leben fällt in Schutt und Asche.“ Ärzte und Pflegende haben kaum Zeit, um auf den Kummer und die Verzweiflung der alten Dame einzugehen. Und Besuch kommt auch keiner. „Sie glauben nicht, wie viele einsame Menschen es gibt.“ Frau Muhle erzählt, dass sie eine Stunde gebraucht hat, bis sich die alte Dame sichtbar entspannte. „Wir sind auf ihren Garten zu sprechen gekommen und es ist mir gelungen, sie in diese Erinnerung eintauchen zu lassen.“ Gut, wenn es gelingt, ein passendes Gesprächsthema zu erspüren, und aufmerksam gegenüber den Patienten zu sein. Oder wie es Huberta Muhle formuliert: „Ganz behutsam. Als wenn Sie ein Vögelchen in der Hand halten.“

Oft verbergen sich Schicksale und schlimme Probleme hinter einem ganz alltäglichen Leiden, vielleicht einem Bandscheibenvorfall: Rücken ist Seele, sagt die Seelsorgerin dann. Im Gespräch kommt vieles hoch, was im Krankenhausalltag





keinen Raum hat. „Ich halte mich aber immer strikt daran, nicht zu werten und versuche niemals, jemanden zu therapieren.“ Aber das Seelsorgegespräch kann den Patienten die Möglichkeit bieten, Gefühle auszusprechen und zu sortieren. Gerade auch die Gefühle, die in der Familie keinen Platz haben.

In kleinen Schritten denken, nicht in Kilometern

Warten gehört zum Alltag von Krankenhauspatienten. Sie warten auf den Arzt, auf das Ergebnis einer Untersuchung oder auf die nächste Untersuchung, auf die Schwester, die beim Waschen hilft, und sie warten natürlich auf eine Verbesserung ihres Zustands, auf Fortschritte und letztlich auf Heilung. „Ich lerne mit meinen Patienten, Geduld zu haben“, sagt Huberta Muhle. „Wir müssen in kleinen Schritten denken, nicht in Kilometern.“ Leicht gesagt, das weiß sie, die ja nach ihrem Besuch am Krankenbett die Klinik verlässt und wieder nach Hause fährt. Aber leider kann man Langmut nicht wie eine Medizin einflößen. Gerade junge Menschen leiden im Krankenhaus unter ihrer Ungeduld. Ihnen den Aufenthalt zu erleichtern, sei keine einfache Aufgabe.

Auch Huberta Muhle kann ungeduldig werden. Dann nämlich, wenn sie den Eindruck hat, dass sie in ihrer Arbeit nicht ernst genommen wird. „Wenn ich in ein Männerzimmer komme und mich jemand „coole Puppe“ nennt, gibt es sofort einen entsprechenden Spruch. Ich mache deutlich, dass ich nicht zu meinem Amusement oder für den Kaffeeklatsch hier bin.“

Klare Abgrenzung – das gehört zu den ersten Dingen, die ehrenamtliche Krankenhauseelsorger lernen. „Ein Helfersyndrom können wir nicht gebrauchen. Kranke Menschen

Ehrenamtliche Krankenhauseelsorge im DIAKO

Im Evangelischen Diakonie-Krankenhaus in Bremen mit seinen sieben Fachkliniken und 417 Betten arbeiten neben den drei hauptamtlichen Seelsorgern derzeit fünf ehrenamtliche Seelsorger und Seelsorgerinnen. Die Freiwilligen engagieren sich wöchentlich zwei bis drei Stunden. Sie besuchen kranke Menschen auf den Stationen. Allen Ehrenamtlichen ist eine eigene Station zugeteilt. So entsteht ein intensiver Kontakt zum Pflegepersonal, das Hinweise darauf gibt, bei welchen Patienten ein Besuch besonders ratsam wäre. Sämtliche Gespräche mit den Patienten unterliegen dem Seelsorgegeheimnis.

Die Ausbildung dauert etwa ein Jahr. Themen sind unter anderem Gesprächsführung, Kontaktaufnahme und Selbsterfahrung und auch die Reflexion von Krankheit und Tod. Die Ehrenamtlichen nehmen zudem zwei Mal im Monat an einer Supervision teil. Die Erfahrung im DIAKO zeigt, dass sowohl Kranke als auch Ehrenamtliche von dieser Arbeit sehr profitieren. Seit etwa 30 Jahren unterstützen die Freiwilligen hier die hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger.

Um die Belange der Patienten kümmern sich außer der Seelsorge auch der Psychologische Dienst, der Sozialdienst und das Klinische Ethikkomitee. Gerade wurde zudem ein Ethik-Café eingerichtet, in dem strittige ethische Fragen öffentlich debattiert werden.

www.diako-bremen.de

könnten gesunde auffressen.“ Die Gefahr, emotional aufgenommen zu werden, ist groß, wenn man nicht für sich selbst sorgt. Huberta Muhles hauptamtliche Kollegin, die Theologin Birgit Wille, ergänzt: „Es ist wichtig, meine Grenzen zu erkennen, zu sehen, wo kann ich helfen, wo aber nicht. Ansonsten besteht die Gefahr, dass ich mich überfordere. Diese Sichtweise gebe ich auch an die ehrenamtlichen Kolleginnen weiter.“ Huberta Muhle schätzt die Zusammenarbeit mit den Theo-



Im Schwesternzimmer erfährt Huberta Muhle, welche Patienten besonders bedürftig sein könnten. Mit der hauptamtlichen Krankenhauseelsorgerin Birgit Wille kann sie sich beraten. Manchen Patienten zeigt sie den „Raum der Stille“ – eine Oase der Ruhe im hektischen Krankenhausalltag



loginnen und Theologen sehr. Mit deren Anleitung, fachlicher Hilfe und Kollegialität „steht und fällt alles“. Anders als die Hauptamtlichen haben Frau Muhle und ihre Kolleginnen keine theologische Ausbildung. „Wir brauchen nicht bibelfest zu sein. Es reicht, dass wir gute Christen sind. Außerdem haben wir die einjährige, intensive Seelsorgerausbildung absolviert.“

„Ich habe schon immer den Kontakt zu Menschen geliebt“

Ein Krankenhaus hatte für Huberta Muhle noch nie etwas Abschreckendes. „Ich habe überhaupt keine Scheu auf Kranke zuzugehen, keine Angst vor Verbänden oder Gerüchen.“ Schon als Schülerin hat die gebürtige Liechtensteinerin einen Schwesternhelferinnenlehrgang gemacht. „Mein Ziel war damals, Medizin zu studieren.“ Daraus wurde jedoch nichts. „Ich sage immer, dass ich mein Medizinstudium in die Windeln gelegt habe.“ Mit anderen Worten: Nach der Geburt des ersten Kindes rückte die Familie in den Mittelpunkt. Huberta Muhle, die einen Deutschen geheiratet hatte, bekam zwei weitere Kinder und hatte mit der Familie genug zu tun. Als die Kinder aus dem Haus gingen, hat sich Huberta Muhle mit einer Boutique selbstständig gemacht, die sie bis 2007 betrieb. „Ich habe immer den Kontakt mit den Menschen geliebt, aber im Geschäft war es mir ein wenig zu oberflächlich.“ Nach der Aufgabe ihres Ladens stach ihr eine Zeitungsmeldung ins Auge, in der ehrenamtliche Krankenhauseelsorger gesucht wurden. „Ich habe mich aber nicht getraut, bis meine Ärztin mich darauf ansprach und sagte, dass das doch wie gemacht für mich sei.“ So machte sie die Ausbildung und arbeitet seit 2009 im DIAKO. „Mir ist es wichtig, die Menschen ganz zu sehen,

sie nicht auf ihre Krankheit zu reduzieren. Auch eine körperliche Krankheit ist Ausdruck der Seele.“ Im Gespräch mit den ehrenamtlichen Seelsorgerinnen könnten die Patienten bisher unausgesprochene Fragen und Gefühle in Worte fassen und sie dann auch „ansehen“, besser einordnen und so selbst Antworten finden. Dies besänftige Unruhe und Zweifel, tue der Seele gut und fördere die Heilkräfte. „Gelingt dies, ist es auch ein Geschenk für mich.“ Huberta Muhle fügt aber auch an, dass „manche Gespräche viel Kraft kosten. Ich bin daher sehr achtsam mit mir selbst. Eine große Hilfe sind auch die gemeinsamen Gespräche in der Supervision.“

Etwas Besonderes: Zeit schenken

Dort hat sie auch gelernt, wie wichtig die erste Kontaktaufnahme ist. „Wenn ich durch die Tür komme, sage ich gern: ‚Ich bringe Ihnen etwas sehr Besonderes, ich habe Zeit für Sie.‘“ Ein echter Türöffner, weiß sie aus ihrer mittlerweile zweijährigen Erfahrung. Denn Zeit ist Mangelware im Krankenhausbetrieb. Das medizinische und pflegerische Personal ist oft überlastet und hat nicht die Möglichkeit, sich einfach mal zu den Patienten ans Bett zu setzen und sich Sorgen anzuhören oder die Hand zu halten.

Seelsorge kann die Heilungskräfte anregen, sagt Muhle. „Sie muss viel ernster genommen werden.“ Mehr Anerkennung wünscht sie sich vor allem vonseiten der Ärzte. Positive Rückmeldungen von den Patienten und den Pflegenden bekommt sie dagegen immer wieder. Und weil dies so ist, wird Huberta Muhle auch künftig mittwochs im DIAKO auf „ihrer“ Station zu finden sein.

Ingo Hartel

Lebensfragen

Die Diakonie berät Menschen in allen Lebenslagen, Menschen mit kleinen und großen Sorgen. In Kooperation mit der Telefonseelsorge behandeln wir in jeder Ausgabe Fragen, die oft gestellt werden. Der Autor leitet die Telefonseelsorge in Stuttgart.



Mehr Mut zum Freund

Können Männer miteinander reden? Außer über Sex und Autos? Doch, sie können. Und wenn die Beziehung wirklich trägt, genießen sie es, sich von ihrer verletzbaren Seite zu zeigen

■ ■ Vor einigen Jahren gab es eine bundesweite Statistik zur Länge der Gespräche bei der Telefonseelsorge. Am überraschendsten fand ich, dass anrufende Männer, wenn sie auf beratende Männer treffen, im Durchschnitt die längsten Gespräche führen. Wie kann das sein? Männer kriegen doch sonst den Mund kaum auf, außer es geht um Frauen, Autos, Sex und Angeben. Aber Gefühle?

Kann es sein, dass mein Männerbild nicht stimmt? Oder braucht es besondere Bedingungen, damit Männer offen sprechen können?

Ich habe einen Männerfreund. Auch wenn wir uns nicht oft treffen können, sind doch die Begegnungen immer intensiv und fruchtbar für mich. Im Gegensatz zu mir hat er tatsächlich eine Autozeitung abonniert und weiß alles über neue Trends und Motorisierungen. Auch über Bohrmaschinen könnte ich von ihm gut informierte Vorträge bekommen. Manchmal braucht's das auch. Meistens reden wir aber von anderen Dingen. Von seiner oder meiner Liebe und den Schwierigkeiten, in der Begegnung mit der Liebsten bei sich zu bleiben. Von dem, was wir im Leben wollen und was gerade unsere Wahrheiten über das Leben sind. Wir reden darüber, wie es gehen könnte, sich trotz der Bedingungen im Arbeitsleben einigermaßen treu zu bleiben und welche Spuren wir in dieser Welt hinterlassen möchten. Manchmal träumen wir auch miteinander und malen uns aus, wie es sich anfühlen würde, zusammen mit unseren Partnerinnen und vielleicht anderen Paaren so eine Art Alters-WG aufzubauen. Gelegentlich, wenn etwas schrecklich schiefgegangen ist, halten wir uns auch mal im Arm und geben oder empfangen Trost.

Ich genieße diese Momente und entspanne mich, weil sich solche Umarmungen ruhiger und selbstverständlicher anfühlen als mit einer Frau.

Wir haben lange gebraucht, um uns das aufzubauen. Es war nie unser Ziel, dass so eine Freundschaft entstehen müsste. Sie ist entstanden, weil wir miteinander einen Raum gefunden haben, in dem der jeweils andere selbstverständlich und ohne jedes Wenn und Aber „sein“ darf. In der Begegnung mit Frauen spielt für uns Männer ja oft die Frage mit, ob wir gerade politically correct sind; ob wir genug Distanz wahren, uns richtig

verhalten und Erwartungen erfüllen. Selbst wenn all das geklärt ist: Unser Gegenüber bleibt eben immer eine Frau. Und Frauen sehen die Welt oft anders. Das ist wichtig und ohne diese Begegnung wäre ich unglücklich. Aber bei meinem Männerfreund – da kann ich mich erholen. Und wenn wir nur Holz für seinen Kachelofen stapeln.

In meiner Praxis leite ich eine Männergruppe zum Thema: „Was bedeutet Mannsein für mich?“ Dort erlebe ich mit den Teilnehmern etwas, das meine Erfahrungen bestätigt. Zuerst gab es viel Zurückhaltung, viel Reden auf der Sachebene, logisch strukturiert und mit „Man-Sätzen“. Mit dem wachsenden Vertrauen sank die Scham voreinander. Heute erlebe ich einen unglaublich offenen Austausch, ein gegenseitiges Tragen und Stützen. Die Teilnehmer lernen eine Sprache für ihre Gefühle und tasten sich an die vermeintlich verbotenen sanften Träume und Sehnsüchte, die sie seit Kindertagen begraben haben. Dürfen Männer sich klein und unsicher fühlen? Müssen sie nicht immer führen und sich allein durchbeißen? Dürfen sie sagen, wenn sie etwas brauchen für sich? Müssen sie sich schämen, weil es in der Pubertät mit der Clique und den ersten Freundinnen so katastrophal schiefging? Neulich sagte einer: „Ich habe meiner Frau gesagt, dass ich auch bedürftig bin. Sie war überrascht, aber hat es gut genommen.“ Dabei sah er glücklich aus. So geht's, wenn die Scham weg ist und sich ein Mann traut, sich mit seinen Gefühlen anzunehmen.

Ich glaube, dass die Welt sicherer wäre für Männer, Frauen und Kinder, wenn wir Männer mehr Mut hätten, uns Männerfreunde zu suchen. Die Sehnsucht danach ist da.

Krischan Johannsen

Ihre Fragen an uns

Wenn Sie eine Frage haben, die wir an dieser Stelle erörtern können, schreiben Sie uns.

Ihre Frage wird vertraulich behandelt.

Zuschriften an: redaktion@diakonie.de

Oder per Post an: Redaktion Diakonie magazin, Stafflenbergstraße 76, 70184 Stuttgart



Eine Welt

Fairer Kaffee tut Gutes

Gerechte Preise sind zwar etwas höher.
Aber dafür können die Kaffeebauern aus Lateinamerika oder Afrika ihre Familien ernähren

■ ■ Die erste Tasse Kaffee am Morgen, dampfend und aromatisch – herrlich! Überhaupt ist Kaffee ein beliebtes Getränk, jeder Deutsche trinkt durchschnittlich 150 Liter Kaffee im Jahr, mehr als Bier oder Wasser.

Ursprünglich beheimatet in der äthiopischen Region Kaffa, gelangte die Kaffeebohne im 16. Jahrhundert über die jemenitische Handelsstadt Mokka nach Europa. Weil das anregende Getränk sehr teuer war, konnten sich nur Adlige oder reiche Kaufleute den Besuch im Kaffeehaus leisten. Heute ist Kaffee erschwinglich, doch achten deutsche Verbraucher besonders auf den Preis – und auf Sonderangebote. Dabei ist den wenigsten bewusst, dass darunter vor allem die Kleinbauern in Afrika, Asien und Lateinamerika leiden.

Kaffee ist nach Erdöl der zweitwichtigste Exportrohstoff überhaupt. Weltweit leben rund 25 Millionen Menschen vom Kaffeeanbau; meist sind es Kleinbauern und ihre Familien, die

ihre Parzellen bewirtschaften. Doch die Zahl der großen Kaffeeplantagen wächst vor allem in Lateinamerika, und mit ihr die Umweltprobleme, die durch den Einsatz von synthetisch hergestellten Düngemitteln und Pflanzenschutzmitteln verursacht werden.



Informationen für die Kaffeepause

- Sechs Getränke, die die Welt bewegten, von Tom Standage, Artemis und Winkler 2006, 267 S., 19,90 Euro
- www.transfair.org
- www.kirchen-trinken-fair.de
- www.brot-fuer-die-welt.de/fairer-kaffee

Kaffeebauern in der Krise

Die Plantagenbetreiber übernehmen das Land von Kleinbauern, die sich und ihre Familien vom Kaffeeanbau nicht mehr ernähren können. Nach dem Auslaufen des internationalen Kaffeeabkommens im Jahr 1989 und einem Jahrzehnt weltweiter Überproduktion hatte der Kaffeepreis im Jahr 2002 seinen historischen Tiefstand erreicht. Inzwischen steigt er wieder. Allein: Wenige große Konzerne teilen den internationalen Handel des Rohkaffees unter sich auf. Daher ist der Kaffee für die Verbraucher zwar teurer, doch bei den Produzenten kommt von den höheren Preisen nur wenig an.

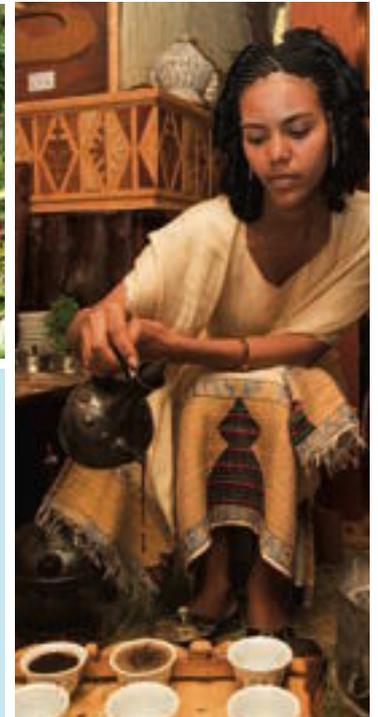
Einen gerechten Ansatz verfolgt der Faire Handel. Kaffee ist sein umsatzstärkstes Produkt, die Förderung von Kleinbauern ein Hauptziel. Während der Krise im Kaffeeanbau etwa stellten die deutlich höheren fairen Handelspreise sicher, dass die Produzenten ihren Lebensunterhalt erwirtschaften konnten. Auch bei steigenden Weltmarktpreisen ist es für Kleinbauern vorteilhaft, ihren Kaffee zu fairen Handelsbedingungen abzusetzen, da sie zusätzlich Prämien erhalten, mit denen sie Gemeinschaftsprojekte wie Kindergärten und Gesundheitsstationen finanzieren können. Beratung und zusätzliche Preisaufschläge erhalten diejenigen Kaffeebauern, die auf ökologischen Anbau umstellen.

Aus entwicklungspolitischer Sicht ist es wichtig, dass Kaffeebauern sich nicht allein auf den Export verlassen. Deshalb unterstützt „Brot für die Welt“ eine Kaffeekooperative in Kamerun mit Fortbildungen, so dass sie Biokaffee aus heimischer Produktion rösten und im eigenen Land vermarkten lernen. Aber erst mal müssen sie ihre kameruner Landsleute überzeugen, dass der eigene Kaffee besser schmeckt als der Instantkaffee, den die Lebensmittelkonzerne anpreisen.

Fairer Kaffee in die Kirchen und diakonische Einrichtungen

In Deutschland fand der erste fair gehandelte Kaffee seine Käufer auf Gemeindebasaren; kirchliche Organisationen gehören zu den Gründungsmitgliedern des Fair-Handelsunternehmens GEPA sowie der Siegelinitiative Fairtrade Deutschland. Auf Synoden wurden Beschlüsse für ein nachhaltiges Beschaffungswesen in kirchlichen Institutionen gefasst. Und doch liegt der Anteil an fair gehandeltem Kaffee in diakonischen Einrichtungen und Kirchenverwaltungen bei gerade einmal vier Prozent, obwohl die Kosten bei maximal zwei Cent pro Tasse liegen. „Entscheidende Hindernisse sind Informationsdefizite, Zeitmangel und fehlende Unterstützung“, sagt Margarita Sigle, die bei „Brot für die Welt“ für die Aktion „Fairer Kaffee in die Kirchen“ verantwortlich ist.

Immerhin: Weit über 2000 Kirchengemeinden schenken nur fair gehandelten Kaffee aus. Über 80 Prozent der Landesgeschäftsstellen der Diakonischen Werke und landeskirchlichen Verwaltungen sowie alle evangelischen Akademien haben ebenfalls auf Fairtrade-Kaffee umgestellt. Sie üben damit eine wichtige Vorbildfunktion für Mitglieder und Besucher



Bauern in Äthiopien bauen Kaffee für den Fairen Handel an (oben). Die Urheimat des Kaffeeanbaus liegt in Äthiopien. Vor 1000 Jahren wurde Kaffee als wild wachsende Pflanze in der Provinz Kaffa entdeckt. Die Sorte Arabica, die dort angebaut wird, ist nach wie vor ein Spitzenprodukt. Die junge Frau führt die traditionelle Kaffezeremonie vor

aus. Evangelische und katholische Kirchengemeinden sowie die Einrichtungen der konfessionellen Wohlfahrtsverbände – Krankenhäuser, Altenheime und andere – verfügen über eine große Marktmacht, die sie noch stärker nutzen könnten, um fair gehandelte Produkte nachzufragen.

Übrigens: Die von „Brot für die Welt“ und dem Evangelischen Entwicklungsdienst getragene Aktion „Fairer Kaffee in die Kirchen“ bietet kirchlichen Großverbrauchern Informationen, Verkostung und Beratung bei der Umstellung auf eine (öko)faire Beschaffung an.

Franziska Krisch

Meine Geschichte



Wie die kleinen Schritte im Leben

Manfred Altmann tanzt gerne – seit über zehn Jahren im Tanzkreis für psychisch kranke und gesunde Menschen im Café Blickwechsel in Leipzig

■ Ich erinnere mich an ein Erlebnis in meiner Kindheit.
 ■ Ich hatte die Aufgabe, den Hof zu kehren. Als Kind hat man ja ein anderes Vorstellungsvermögen, und die Fläche kam mir riesig vor. Ich dachte, dass ich das niemals schaffen würde. Und dann habe ich an einer Stelle einfach angefangen, viele kleine Haufen zusammengefeigt und immer weitergemacht. Ich habe lange gebraucht, aber ich habe es geschafft.

Ich bin in Leipzig geboren und habe hier an der Universität Informationsverarbeitung studiert. Als ich anfang zu arbeiten, kamen die allerersten Computer in die Büros. Dann kam unse-

„Wir sind eine fröhliche und vertraute Tanzgemeinschaft“

re Scheidung, irgendwann hatten meine damalige Frau und ich uns nicht mehr verstanden, wir sind emotional aneinander vorbeigegangen. Ich habe mich sehr elend und aufgerieben gefühlt und mir psychologische Beratung gesucht.

In der Zeit fing das auch mit meiner Haut an. Ich habe schubweise immer wieder am ganzen Körper starke Neurodermitis. Meine Haut reagiert sofort auf emotionale Situationen. Sogar dann, wenn ich mir diese nur in meinem Kopf vorstelle. Deswegen trage ich beim Tanzen auch meistens die dünnen weißen Stoffhandschuhe.

Damals leiteten im „Blickwechsel“, einem Sozialcafé der Diakonie Leipzig, zwei Sportstudenten eine Gruppe. Irgendwann habe ich von dem Tanzangebot erfahren. Für mich ist das ja immer auch eine Möglichkeit, unter Menschen zu kommen. Inzwischen treffen wir uns auch mal so. Ich komme, wenn ich es irgendwie einrichten kann, seit zehn Jahren jede Woche zum Tanzen hierher. Frau Haupt, unsere Tanzkreisleiterin, macht das so toll. Wir tanzen alles. Vom Menuett bis Cha-Cha-Cha und Salsa, internationale Folklore und historische Tänze.

Zum Geburtstag dürfen wir uns immer einen Tanz wünschen. Ich wünsche mir dann meist etwas von Mozart. Tanzen, das ist für mich wie die kleinen Schritte im Leben. Man fängt an, und dann geht es irgendwann, wie das Fegen im Hof. Mich stört auch nicht, dass ich hier der einzige männliche Tänzer bin. Im Gegenteil. Wir sind eine fröhliche und vertraute Tanzgemeinschaft. Es herrscht eine familiäre Atmosphäre. Für mich ist jedes Treffen ein freudiges Ereignis. Wir haben eingeführt, dass jeder, der bei einem Tanz die männliche Rolle übernimmt, eine rote Kette mit Anhänger umhängt. Damit wir nicht durcheinander kommen.

Für mich ist es ganz wichtig, dass jeder Tag eine feste Struktur hat. Jetzt ist meine Mutter krank und braucht mich sehr. Das ist ein schönes Gefühl. Mein Sohn macht gerade noch seinen Zivildienst zu Ende und fängt dann hier mit dem Studium an. Ab nächster Woche habe ich wieder mal eine befristete Arbeit. Ich freue mich darauf, und gleichzeitig habe ich Angst davor. Das Arbeitsleben ist leider so anders geworden. Ich wollte nie in die alten Bundesländer. Deswegen habe ich oft Jobs angenommen, die nicht meiner Qualifikation entsprechen. Ich sage mir dann immer: „Du machst jetzt das, was sich anbietet.“

Protokoll: Sibylle Kölmel

Sozialcafé Blickwechsel

Das **Sozialcafé Blickwechsel** der Diakonie Leipzig ist seit 1999 ein Ort, an dem seelisch belastete und psychiatrieverfahrene Menschen sich treffen und austauschen können. Es gibt ein umfangreiches Selbsthilfeangebot sowie offene und geschlossene Bildungs-, Freizeit- und Begegnungsgruppen. Höhepunkte sind Feste, Ausstellungseröffnungen sowie der monatlich stattfindende „Literarische Tee“. www.diakonie-leipzig.de > **Beratung & Betreuung > Psychosoziale Hilfen**



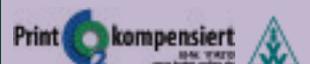
Der neue Katalog ist da.

Sichern Sie sich Ihr persönliches Exemplar beim Zentralen Vertrieb des Diakonischen Werkes der EKD.
Telefon: (07 11) 21 59-750, Telefax: (07 11) 797 75 02, E-Mail: vertrieb@diakonie.de, Artikel Nr. 616 103 060

Impressum

Herausgeber: Diakonisches Werk der EKD, Staffenbergstraße 76, 70184 Stuttgart, Telefon (0711) 21590
Redaktion: Andreas Wagner (Chefredaktion), Ulrike Baumgärtner, Justine Schuchardt, Telefon (0711) 2159455, redaktion@diakonie.de
Mitarbeit bei dieser Ausgabe: Dr. Norbert Bolin, Ina Hochreuther, Sibylle Kölmel, Ulrike Meyer-Timpe
Verlag: Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH, Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt, Geschäftsführer: Jörg Bollmann, Arnd Brummer, kaufmännische Verlagsleitung: Bert Wegener, Layout: Hansisches Druck- und Verlagshaus GmbH
Aboservice: bruderhausDIAKONIE, Gustav-Werner-Straße 24, 72762 Reutlingen, Telefon (07121) 278860
Anzeigen: m-public Medien Services GmbH,

Georgenkirchstr. 69/70, 10249 Berlin, Telefon (030) 288 748 35, E-Mail: zurgeissel@m-public.de. Zzt. gilt Anzeigenpreisliste 4/2010. Mediaberatung: Susanne Zurgeissel
Druck: Bechtle Druck & Service GmbH & CoKG, Esslingen
Bezugs- und Lieferbedingungen: Das Diakonie Magazin erscheint viermal jährlich. Der Bezug der Zeitschrift Diakonie Magazin ist im Mitgliedsbeitrag des Diakonischen Werkes der EKD e. V. enthalten. Dem Diakonie Magazin sind drei Regionalteile beigeheftet (Niedersachsen, Schleswig-Holstein, Hessen-Nassau), Verlag und Druck wie Bundesausgabe.





Unser Symbol für Ihren optimalen Versicherungsschutz.

Leistungsstark, günstig und schnell bei Schäden.

Damit setzen wir Zeichen. Lassen Sie uns unverbindlich rechnen, denn das rechnet sich für Sie.

Kündigungsstichtag für Kfz-Versicherungen: 30.11.
Jetzt wechseln und günstigen Beitrag für 2012 sichern!

Telefon 0180 2 153456*
www.bruderhilfe.de

* Festnetzpreis 6 Cent je Anruf, Mobilfunkpreis maximal 42 Cent je Minute (60-Sekunden-Takt)



**BRUDERHILFE PAX
FAMILIENFÜRSORGE**
Versicherer im Raum der Kirchen